

Angeklagter schweigt [Fortsetzung]

Autor(en): **Richter, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 17

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ungeflagter Schweigt

ROMAN VON KURT RICHTER

6. Fortsetzung

VIII.

Frau Burkmyer machte einen heftigen Schritt vorwärts und rief mit unnötig lauter Stimme: «Nein, Herr Vertreter, ich bin absolut nicht das rückhaltlose Sprachrohr von Herrn Dr. Rosner, ich bin überhaupt kein Sprachrohr. Ich schließe mich überhaupt keiner fremden Meinung an, sondern nur meiner eigenen. Mein Urteil ist vollständig unabhängig. Unabhängig von jedem.»

Hören Sie!»
Sie trat noch einen Schritt weiter vor und warf einen vernichtenden Blick über die Sitzreihen des Saales hinweg bis hoch hinauf auf die Wand.

«Es gibt im Leben Momente, wo man in die Löwengrube springen muß.» Ihre Augen sprangen unerschrocken ins Publikum hinein, um gleich nahher wieder in die Höhe zu schnellen. «Es gibt Momente, wo man furchtlos der ganzen Welt die Stirn bieten muß. Es gibt Momente, wo man den gordischen Knoten mit dem Schwert durchhauen muß.»

Hören Sie alle:
Hellmann — hat — Guhrig — ermordet.» Sie legte zwischen jedes dieser vier Wörter eine bedeutungsvolle Pause.

Dann wandte sie sich Hellmann zu, sah ihn streng an und sagte feierlich:

«Hans Hellmann, ich entbinde Sie des Schweigens. Ich entbinde Sie jeder Rücksichtnahme auf mich. Sprechen Sie! Nur so können Sie sich noch retten.»

Rosner saß mit aufgerissenen Augen da und hielt sein linkes Ohr Frau Burkmyer zugewandt, als ob er nicht recht höre.

«Hans Hellmann, haben Sie denn gar keinen Mut?» Hellmann, dessen Blick knapphaft auf dem Podium ruhte, rührte sich nicht.

«Also keine Antwort», rief sie pathetisch, «keine Antwort! Sind denn alle Feiglinge geworden? — So muß ich denn reden! Hören Sie!»

Sie blickte wieder in die Höhe, als ob ihr von dort oben die Erleuchtung käme.

Rodenberg beeilte sich in freudigem Ton zu sagen: «Seien Sie versichert, gnädige Frau, wir wissen Ihre Offenheit zu schätzen.»

«Ich danke Ihnen, Herr Präsident», sagte sie mit versunkener Stimme, indem sie leise abwehrend die Hand hob, wie um ja nicht im Moment der Inspiration gestört zu werden. «Ich werde alles erklären.»

Plötzlich raffte sie sich zusammen und sprach mit fester, dozierender Stimme:

«Hellmann ist der psychognomisch idrenale Typus, der sich selbst nicht verstehend, in den Tag hineingelegt hat. Er spielte Tennis und machte Examina und glaubte, daß damit der Zweck seines Lebens erfüllt sei.»

Doch plötzlich kam sein gestautes idrenales Kräftesystem in Bewegung und drängte zwangsläufig zur Ausfüllung der infantil leergebliebenen psychognomischen Form.

In diesem Stadium kam Hellmann in mein Seminar. Was mich an ihm interessierte, das war das frappant unverbrauchte idrenale Material, das ganz plötzlich in Fluß geraten war und nun überstürzt zur Ausformung drängte. Es war mir klar bewußt, daß sich der Guß in einem ungeheuer schwierigen und gefährlichen Stadium befand. Aber es durfte nicht länger zugewartet werden; es war wie eine Operation auf Leben und Tod. Ich tat alles, was in meinen Kräften stand, um die psychognomische Form zu erreichen.

Es würde zu weit führen, um Ihnen diesen — selbstverständlich auch Hellmann ganz unbewußten Entwicklungsprozeß seines Psychognoms zu erklären.

Ich habe wie gesagt alles getan, was in meinen Kräften stand. Ich habe Hellmann sogar einige Male nach den Seminararkuren zurückgehalten, um ihn in die psychognomische Form zu drängen durch Vorlesung meiner im Hinblick auf seinen Zustand formulierten Leitgedanken.

Der Guß wäre auch sicher gelungen. Aber leider — ich sage leider und schäme mich dessen nicht, weil ähnliches den genialsten Seelenforschern passiert — leider ist damals die tragische Uebertragung oder, wie ich es nenne, die Vergottung eingetreten, wo der Schüler in seinem Meister plötzlich Gott sieht.

Wir glauben einen Atemlos lauschenden Adepten vor uns zu haben, der jedes Wort von unseren Lippen abliest, aber er ist unvermutet ein höriges Individuum geworden, das zu allem fähig ist, wenn sich zwischen ihn, den Anbeter, und den Angebeteten ein störendes Hindernis einschleibt.

Dieser Kurzschluß muß eingetreten sein, als Guhrig, der zweifellos geniale Einfälle hatte, sich mit einer meiner psychognomischen Deduktionen solidarisch erklärte. Da trat das Verhängnis ein.

Denken Sie an Tolstojs Kreuzersonate. Das anscheinend restlose Ineinandergreifen zweier Menschen, sei es auf musikalischem oder psychologischem Gebiet, kann beim dritten, der nicht nachkommt, einen Eifersuchtsaffekt hervorrufen, der zu Mord und Totschlag führt.»

Sie machte eine Pause, holte tief Atem und sagte langsam, jedes Wort einzeln betonend:

«Hellmann ging hin und ermordete Guhrig.»

Leixner fand zuerst die Sprache wieder.

«Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Sie haben doch in der Voruntersuchung ganz ausdrücklich nachgewiesen, daß ein Mord von Seite Hellmanns ganz ausgeschlossen sei.»

«Ich nehme an, Sie sind mir nicht gefolgt, Herr Vertreter. Ich sagte ja, daß der Mord ganz ausgeschlossen gewesen wäre, wenn die Vergottung nicht eingetreten wäre.»

Rodenberg, dessen Gesicht etwas länger geworden war, sagte:

«Vielleicht dürfen wir Frau Burkmyer bitten, uns weitere Verdachtsmomente anzugeben, die auf die Ermordung Guhrigs durch Hellmann schließen lassen.»

«Weitere Verdachtsmomente?» fragte sie maßlos erstaunt. «Aber ich habe Ihnen doch alles dargelegt.»

Rodenberg versuchte es noch einmal:

«Sie haben doch jedenfalls Äußerungen von Hellmanns Eifersucht festgestellt. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns Näheres darüber mitteilen würden.»

«Aber meine Herren», rief sie direkt böse, «wollen Sie denn noch immer nicht verstehen? Sind Sie denn meinen Deduktionen nicht gefolgt? Es gibt doch eine zwingende intuitive Erkenntnis!»

Leixner, der sich besonders über den «Herrn Vertreter» ärgerte, ließ plötzlich die Zügel schießen.

«Sie können doch nicht einfach deshalb Hellmann des Mordes beschuldigen, weil Sie glauben, er wäre Ihnen hörig geworden und hätte aus Eifersucht, für die Sie auch nicht den geringsten Beweis erbringen können, Guhrig erschossen. Das ist doch, was soll ich sagen, das ist doch einfach ... Blödsinn!»

Sie taumelte zurück, als hätte sie eine Ohrfeige bekommen.

«Oh, das ist doch ... empörend!»

Sie sah sich um, ob ihr niemand beispränge.

«Empörend! Darf man denn hier einer Dame ungestraft ins Gesicht schlagen? Meine Herren!»

Sie suchte krampfhaft nach Worten.

«Wenn ... Wenn Ihnen meine Deduktionen nicht genügen», ihre Stimme überschlug sich, «dann bedauere ich, überhaupt hergekommen zu sein ... Ich verzichte auf jede weitere Erklärung und ... nehme auch keine Entschuldigungen an ... Ver—ste—hen Sie!» schrie sie, ganz heiser geworden.

Sie schritt bebend hinaus, mehr als ein Rubek; wie eine Rachegöttin, mit der es die ganze Welt verdorben hatte.

Eine peinliche Stille blieb zurück.

Leixner, mit der guten Kinderstube, war wie vor den Kopf geschlagen. Daß er sich so hinreißen lassen konnte; und dann überhaupt: Rosner hatte versagt, und Frau Burkmyer, die er als wichtigste Entlastungszeugin betrachtete, war mit fliegenden Fahnen ins feindliche Lager übergegangen.

Aber dort war sie gar nicht willkommen. Es lag absolut nicht in der Art von Stauff, aus der Sache Kapital zu schlagen; er gehörte übrigens auch zu denen, die seinerzeit im ersten Salon Burkmyer Heitzig Monopol getrunken hatten, allerdings nur einmal. Das hatte genügt. Er hatte für «diese verrückten Frauenzimmer», wie er sich ausdrückte, nichts übrig, außerdem wußte er, daß er auch auf der schizoiden Proskriptionsliste Annalises gestanden hatte; aber abgesehen davon war der Zusammenbruch der Verteidigungsstellung so offensichtlich, daß er sich geschämt hätte, dort noch weiter drauflos-zuhauen.

Ebensowenig konnten Gerichtshof und Geschworene mit dieser Aussage etwas anfangen, und auch das Publikum war irgendwie lahmgelegt.

Diejenigen, die nachträglich von der Szene erfuhren, fanden sie zum Brüllen komisch, aber merkwürdig, diejenigen, welche sie miterlebt hatten, waren nur peinlich berührt.

Die ganze erwartungsfrohe Stimmung gewisser Kreise, die gehofft hatten, sich über das Psychoannalieser noch kräftig amüsieren zu können, war dahin und kam auch später nicht mehr zum Vorschein, als ein Zeuge versuchte, sich über die psychognomischen Abende lustig zu machen. Annaliese Burkmyer war schon zu sehr erledigt.

Nach ihrem Abgang stellte der Präsident wieder die vergebliche Anfrage an den Angeklagten, ob er etwas zu der Aussage zu bemerken hätte.

IX.

«Fräulein Tanja Markow!»

Alles atmete wie nach einem Alpdruck auf. Es war wie eine andere Welt. Man blickte neugierig hin. Man wußte allerhand über sie; die Besetzung der kleinsten Rolle wurde ja in diesem großen Schaustück unter das Vergrößerungsglas genommen. Man wußte, daß sie bis zum Schluß im Seminar von Frau Burkmyer gesessen hatte, also die beiden Hauptpersonen des Dramas gekannt haben mußte; man wußte, daß ihre Mutter unheilbar krank war, und daß die junge Tanja sie aufopfernd pflegte; vor allem aber wußte man, daß sie «Tanja mit dem schlanken Gang» genannt wurde, und das interessierte das große Publikum am meisten.

Alle, besonders aber diejenigen, die sie noch vor ein paar Wochen auf der Universität gesehen hatten, waren betroffen von ihrem Aussehen. In dem überschal gewordenen Gesicht — man raunte sich, daß sie ihre Mutter Tag und Nacht pflegte — wirkte der Mund seltsam groß und wund. Ihr glatt nach hinten gestrichenes Haar sah aus wie lackiert.

Der Pressephotograph konnte sich nicht enthalten, von ihr eine Aufnahme zu machen. Sie machte eine müde abwehrende und dabei doch anmutige Bewegung, als wollte sie eine lästige Fliege verschrecken und gleichzeitig ein widerspenstiges Härchen an ihre Schläfe pressen.

Verdammt noch einmal, sagte er sich, die sollte die Hauptrolle spielen, und betrachtete voll Bewunderung ihren Teint. Er hielt sich für einen großen Frauenkenner. Er glaubte, durch das diskrete Rouge und den Blütenstaub des Puders hindurch jene schneeweiße Porzellanpolitur zu ahnen, die jeden Filmspezialisten elektrisierte.

In seiner Reporterphantasie erhob sich plötzlich die Ueberzeugung, daß zwischen ihr und der Hauptperson des Dramas ein Zusammenhang bestände, einfach bestehen müsse.

Er näherte sich dem Angeklagten — taktvoll, wie es sein Beruf erforderte, ohne irgend eine wichtige Blick-

und ihm dann unter vier Augen nach ein paar Worten der Entschuldigung folgende Mitteilung gemacht hatte: «Vor einiger Zeit wurde mir die kleine Schreiber, die Tochter von Bahnrat Schreiber, eingeliefert.

Mißglückter Selbstmordversuch. Schwere Melancholie mit religiösen Wahnvorstellungen. Ich tippte zuerst auf Liebeskummer, aber die Mutter behauptet, das wäre vollkommen ausgeschlossen: die Tochter wäre erst seit einigen Wochen aus dem Kloster zurück und hätte, abgesehen von einer Altersgenossin, mit niemand verkehrt.

Also: sie wird mir gebracht. Zuerst startete die kleine Teresa nur so vor sich hin. Kaum wird sie allein gelassen, da stürzt sie schon, wie wir durch die Öffnung beobachten, vor ihr Bett hin, vergräbt ihr Gesicht in die Bettdecken und schluchzt die ganze Zeit: Jesus, mein Jesus, verzeih!

Ich supponierte verdrängtes Schuldgefühl und baute darauf meine Therapie auf, indem ich ihr in allen Tonarten Absolution motivierte und erteilte. Dabei versuchte ich ihre dogmatischen religiösen Begriffe aufzulockern und mehr auf Pflichtgefühl ihrer Mutter und dem Leben gegenüber umzustellen.

Der Erfolg zeigte sich nach und nach. Sie wurde immer ruhiger, und wir dachten schon, sie probeweise nach Hause zu schicken, da kommt ihr gestern abend eine Zeitung in die Hände, natürlich nur ganz zufällig als Packpapier in ihr Zimmer gerutscht. Ich führe prinzipiell keine Tagesblätter in meinem Sanatorium.

Sie startt in das Blatt und liest und liest, daß ihr die Augen heraustraten und fällt dann — übrigens in Gegenwart der Schwester — in einen Weinkampf. Unmöglich, irgend etwas aus ihr herauszukriegen. Ich gebe ihr für alle Fälle die Schwester als Nachtwache.

Um zwei wird Sturm geläutet. Ich werde gerufen. Sie ist in einen Schreikampf verfallen. Sie schreit immer wieder: Er ist unschuldig, er ist unschuldig! Sie schreit es immer lauter, bis sie nicht mehr kann, und dann fängt sie wieder an.

Ich versuche, sie durch langes Zureden zu beruhigen. Endlich wird sie etwas ruhiger und verfällt schließlich in leises Weinen. Ich dachte schon, sie schläft ein, da spricht sie plötzlich im Halbschlaf fieberhaft vom Prozeß und von Hellmann, besonders aber von Guhrig... allerhand wirres Zeug, aber mit frappanten Einzelheiten. Ich konstatierte sofort, daß etwas Effektives dahinter stecken muß.

Unter andern wende ich den alten Trick an und mache so, als ob sie eine Frage gestellt hätte, auf die ich Antwort gebe. Ja, sage ich ihr, das habe ich auch gelesen; übrigens hat ja gestern auch in der Zeitung gestanden, daß Guhrig in dieser... Straße, ich stotterte, als ob mir der Namen entfallen wäre, na... diese Straße, Sie wissen doch, fahre ich sie an, worauf sie erschrocken Böttcherstraße sagt. Ja, sag ich grob, das weiß ich selbst, ich meine die Nummer. — Dreißig, sagt sie prompt.

Nachdem ich festgestellt hatte, daß Straße und Hausnummer in der Zeitung nicht erwähnt waren und daß Teresa bestimmt keine andere Zeitung vorher gesehen haben konnte, ließ ich sie in Ruhe, natürlich unter Beobachtung der Schwester, damit sie keine Dummheiten macht, und nahm mir vor, sie gleich heute früh, wenn sie ausgeruhet hatte, gründlich abzufragen. Ich war froh, daß wir wenigstens den Schmerzpunkt gefunden hatten.

Heute morgen komme ich zu ihr. Auf einen Wink von mir verschwindet die Schwester, aber das war eigentlich unnötig. Teresa steht mir gegenüber in einer Haltung, in einem Zustand, der Laie würde sagen: gelöst oder gar geheilt, aber wir sagen: versteift.

Sie macht mir ganz ruhig und gefaßt die Mitteilung, daß sie sich verpflichtet fühlt, in dem Prozeß eine Aussage zu machen, was sie später der verblüfften Mutter gegenüber wiederholt.

Die Mutter bestürmt sie mit Fragen, was für eine Aussage sie denn machen wolle. Sie antwortet, Gott wäre ihr im Traum erschienen und hätte sie beauftragt, es zu tun; sie dürfe aber jetzt noch nicht davon sprechen.

Absolut unmöglich, mehr aus ihr herauszukriegen. Ueber Nacht hat sich diese Idee fixe in ihr ausgewachsen. Es ist für sie — eine Sendung. Wie eine Jungfrau von Orleans steht sie da, eher läßt sie sich auf dem Rost braten, als daß sie nachgibt.

Ich versuche nachher der Mutter alles zu erklären und wiederhole ihr immer wieder, daß es äußerst gefährlich sei, die Kleine an ihrem Vorhaben zu hindern. Es könnte zu einem Verzweiflungsausbruch, zu einer Katastrophe führen. Das beste wäre, sie gewöhnen zu lassen.

Die alte Dame, übrigens kein großes Kirchenlicht, hat natürlich keinen Dunst, um was es geht. Sie ist davon überzeugt, die Zeitung wäre an allem schuld; wahrscheinlich hätte Teresa doch irgendwo die Adresse von Guhrig gelesen.

Sie hält es für vollständig ausgeschlossen, daß ihre Tochter diesen Guhrig auch nur kennengelernt haben könnte, und das Schlimmste ist für sie, daß sich ihr Mann, der alte Bahnrat, auf einer Inspektionsreise befindet, wo er unmöglich zu erreichen sei. Ohne ihn könne sie sich nicht entscheiden, aber sie könne sich auch nicht entschließen, es zu verhindern. Mit einem Wort: die Alte hat ganz den Kopf verloren.

Die Sache liegt nun so. Ich halte es wirklich für gewagt, Teresa zurückzuhalten. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, alles in die Wege zu leiten. Ich kenne diesen Typ in diesem Stadium. Es könnte zu einem Tobuchtsanfall oder zu einem noch schlimmern Zusammenbruch kommen. Außerdem haben wir die Chance, daß sich durch die Aussage ihr Komplex löst und alles bald wieder ins Blei kommt.

Das ist die Seite des Psychiaters, aber ich bin natürlich auch an der kriminellen Seite interessiert im Hinblick auf Ihren Prozeß. Haben wir das Recht, diese Lösungsmöglichkeit, die sich uns förmlich aufdrängt, von der Hand zu weisen? Vielleicht steckt das ganze Hellmann-Rätsel dahinter.

Mit einem Wort. Was sagt der Staatsanwalt dazu?

(Fortsetzung folgt)

Was ist Tapferkeit?

VON PAUL ILG

Nach dem Abendessen saßen wir Pensionäre noch einige Stunden im Salon beisammen, die Damen am Bridgetisch, wir Herren mit Qualmen und Klatschen beschäftigt. Raschke, der Sportflieger und Löwenjäger, erzählte von seinen Afrikafahrten. (Ein Hüne von Mensch, dem man aufs Wort glaubte, wenn er in seiner unwiderstehlichen Art schilderte, wie er beim Ueberfliegen einer fliehenden Elefantenherde sich den Spaß machte, dem Leitbull einen Bänderilla ins Fell zu praktizieren!) Wirklich, ein Prachtskerl! Die Damen waren hingerissen vom Zauber seiner Männlichkeit. Wir andern hatten neben ihm nichts zu bestellen, sondern saßen erbarmswürdig wie böhmische Schneider da. Es machte mich fuchsteufelswild. Ich konnte mich der Bemerkung nicht enthalten, daß sich die heutige Welt in einer geradezu irrsinnigen Ueberschätzung des sportlichen Draufgängertums gefalle, was unfehlbar in Barbarei und Stumpfsinn ausarten müsse. Es geriet mir herzlich schlecht.

«Daß ihr Federfuchser kein Verständnis habt für Leute mit Kraft, Schwung und Todesverachtung, ist ja bekannt. Wenn es nach euch ginge, wäre noch kein Pol entdeckt und würde der Mount Everest nie bestiegen!» versetzte mein Widersacher unsäglich mitleidig.

«Sehr richtig! Eine wahre Freude, Ihnen zuzuhören, Herr Raschke!» jubelten die Damen ihm begeistert Beifall zu. Nein, so ein Mann! Er war so gut wie Siegfried in ihren Augen. (Ich hätte darauf zwar füglich erwidern können, es gebe jetzt Wichtigeres zu tun, als Pole zu entdecken und im Himalaja herumzuturnen. Aber deswegen wäre ich unseren Schönen neben dem sieghaften Tatmenschen doch als Memme erschienen. Das war schon so im Salon der Aspasia und wird auch in tausend Jahren nicht anders sein!)

Im weiteren Verlauf des Abends gab es indes eine reizende Ueberraschung. Kurz nach Mitternacht — die Damen hatten sich bereits zurückgezogen, Raschke und ich saßen noch bei einer Flasche Wein — wurde das Haus durch einen gellenden Hilferuf aufgeschreckt. Gleich darauf kam die Zofe der Opersängerin Elfreich kreidebleich in den Salon gestürzt.

«Um Gottes willen, kommen Sie schnell! Bei uns im Wohnzimmer ist ein Einbrecher an der Arbeit!»

Nette Bescherung! Eh ich mich dessen versah, war mein bißchen Herz verduftet. In der leeren Grube hockte das Grauen. Dabei suchte ich etwas in der Hosentasche, was dort unmöglich zu finden war. (Lieber Leser, überlege doch einmal in Minne, ob dir nicht schon einmal das

gleiche widerfuhr! In Romanen liest man freilich stets das Gegenteil: da sind in solchen Fällen die respektiven Vertreter der Männlichkeit vor wilder Entschlossenheit einfach nicht zu halten.)

Ich schaute betreten auf Raschke, den Löwentöter. Er rührte sich nicht vom Fleck, sondern ließ sich den Hergang der schauerlichen Entdeckung erst einmal haargenau beschreiben. Dann erklärt er höchst nüchtern und unheldisch: «Da muß man doch gleich die Polizei anrufen!»

«O je, bis die kommt, ist meine Herrin ja längst gestorben vor Angst. Sie hat sich im Schlafzimmer eingeschlossen und schreit wie irrsinnig. Kommen Sie doch. Nehmen Sie den Kerl fest!» beschwor uns die entsetzte Maid mit erhobenen Händen.

Da half weiter nichts, wir mußten ihr folgen. Raschke griff hastig nach der halbleeren Flasche Liebfrauenmilch, die ihm nötigenfalls als Keule dienen konnte. So zogen wir los. Auf der Treppe kam uns schon die blonde Diva im Pijama, mit flatternden Haaren entgegengestürzt.

«Gott sei Dank, da sind Sie ja, Herr Raschke! Stellen Sie sich vor: Ich lag schon zu Bett... da hör ich nebenan ein verdächtiges Geräusch, reiße die Tür zum Wohnzimmer auf und steh einem wildfremden Kerl in Mantel und Hut gegenüber. Zum Glück hatt' ich noch die Geistesgegenwart, schnell zuzuschließen, sonst wär' ich vielleicht schon tot. Was fang ich jetzt an? Sehen Sie doch bitte, bitte nach. Vermutlich hat er sich versteckt. Ich sterbe vor Angst!»

Während wir hinter dem erkorenen Führer stockenden Atems vor besagter Tür anlangten und zitterten, was weiter geschehen werde, überzeugte sich Raschke mit raschem Druck, ob sie auch wirklich verschlossen sei. Dann befahl er sehr energisch, uns in Deckung zu begeben, da Gefahr bestehe, daß der Einbrecher durch die Türe schieße.

«Mein Gott, so schauen Sie doch erst mal nach, ob er überhaupt noch drin ist! Vielleicht hat er sich mit meinem Schmutz bereits durchs Fenster davongemacht!» drang die verzweifelte Sängerin weiter auf unseren Hellden ein, der jetzt mehr einem Mondsüchtigen glich und dabei lebhaft beteuerte, daß er tappte Diebe den Rückzug meist mit vorgehaltenem Revolver zu erzwingen pflegte. Er denke ja nicht daran, sich dergestalt ambrursken zu lassen. Man möge in Gottes Namen die Polizei alarmieren. Inzwischen hatte sich ein gutes Dutzend Gäste in mehr oder minder anziehenden Nachtgewändern fra-

gend und zagend im Flur eingefunden. Alle forderten ungestüm die Festnahme des Einbrechers durch Raschke, als sei er dazu durch das Los erkoren worden. Eine peinliche Situation. Und gerade in diesem Augenblick geschah das Unerwartete...

Bevor jemand es hindern konnte, hatte unsere beherzte Köchin die belagerte Tür mit energischem Ruck aufgeschlossen und die Schwelle überschritten. Es ward Licht. Darnach überzeugten wir uns Schritt für Schritt, daß der Gesuchte sich weder unter dem Sofa noch hinter den Gardinen verborgen hielt. Durchs Fenster konnte er nicht entweichen sein, denn es war geschlossen. Zu guter Letzt wurde — hahaha! — einwandfrei festgestellt, daß ein betrunkenen Gast sich in der Türe geirrt und dann schleunig den Rückweg angetreten hatte.

Alles atmete kreuzvergnügt auf. Nur der gute Raschke, der immer noch die Flasche Liebfrauenmilch schlagbereit umklammert hielt, hatte nichts zu lachen. Wahrhaftig, sein Nimbus war mit einem Schlage futsch. Ganze Salven von Spott und Hohn wurden auf ihn abgefeuert. Was, der König der Dschungel ließ sich von einem schwächlichen Weiblein beschämen? Galt demnach auch ihm Vorsicht auf der bessere Teil der Tapferkeit?

«Ach ja, Leben bleiben und auch sterben für das Vaterland ist süß!», zitierte Fräulein Elfreich so boshaft wie nur möglich.

Ich selbst blieb billigerweise unbehelligt. Von mir hatten die Damen keine Beweise von Tapferkeit erwartet. Alle sahen nur den romantischen Löwenjäger an, der krampfhaft nach Fassung rang und die vergifteten Pfeile mit Galgenhumor abzuwehren suchte. Umsonst! Und wenn er jetzt vor aller Augen vier Mameluken erwürgt hätte: die Rolle eines Ritters ohne Furcht und Tadel konnte er nicht mehr spielen. Plötzlich übermannte ihn der gerechte Zorn. Er zerschmetterte die Flasche Liebfrauenmilch an der Wand, entbot den stichelnden Huldinnen eine höchst unziemliche Einladung und verschwand auf Nimmerwiederschen...

(Leute, was ist Tapferkeit? Eine verzwickte Frage. War etwa die Köchin tapfer? Schwerlich. Sie hat entschieden kopflos gehandelt. Wenn nun doch ein Dieb drin gewesen wäre und geschossen hätte? An diese Möglichkeit, die uns die Haare sträubte, dachte sie gar nicht. Mangel an Phantasie. Raschke hingegen dachte daran und hielt sich zurück. Wer darf ihn deshalb einen Feigling schelten? Ihr seht, Tapferkeit ist ein relativer Begriff. Und manchmal ist sie von Dummheit kaum zu unterscheiden!)